

Die Gleichheit

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen

Die „Gleichheit“ erscheint alle vierzehn Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Bestellgeld 56 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig. Jahres-Abonnement 2,00 Mark.

Stuttgart den 12. Juli 1905

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Frau Clara Jettin (Zunbe), Wilhelmshöhe, Post Vegerloch bei Stuttgart. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtach-Straße 12.

Inhalts-Verzeichnis.

Aufruf des Parteivorstandes zum Parteitag. — Aufruf der Vertrauensperson der Genossinnen Deutschlands. — Gegen ein gefährliches Spiel. — Fraueninteressen in der Kommune. Von Luise Fiebig. — Vom Messen des Wertes. Von Julian Borchardt. — Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Von Otto Köhler. — Aus der Bewegung: Von den Organisationen. — Bericht der Vertrauensperson der Genossinnen von Bromberg. Von E. Stoeckel. — Bericht der Kreisvertrauensperson für Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg. Von Marie Thiel-Zemmelhof. — Politische Rundschau. Von G. L. — Genossenschaftliche Rundschau. Von Simon Kagenstein.

Notizenteil: Gewerkschaftliche Arbeiterinnenorganisation. — Frauen in öffentlichen Ämtern. — Quittung.

Feuilleton: Die Bastille. Von Hermann Lingg. (Gebicht.) — Am Fenster. Von Wilhelm Holzamer. — In der Frühe. Von Eduard Mörike. (Gebicht.) — Das ersehnte Gewitter. Von Friedr. Theob. Fischer. (Gebicht.)

Parteienossen!

Laut Beschluß des letzten Parteitags findet der diesjährige in Jena statt. Auf Grund der Bestimmungen der §§ 7, 8 und 9 der Parteiorganisation beruft die Parteileitung den diesjährigen Parteitag auf

Sonntag den 17. September,

abends 7 Uhr, nach Jena in das Lokal „Volkshaus“, Karl Zeiß-Platz, ein.

Als provisorische Tagesordnung ist festgesetzt:

Sonntag den 17. September, abends 7 Uhr:

Vorversammlung. Konstituierung des Parteitags. Festsetzung der Geschäfts- und Tagesordnung. Wahl der Mandatsprüfungskommission.

Montag den 18. September und die folgenden Tage:

1. Geschäftsbericht des Vorstandes. Berichterstatter: H. Mollenbuhr und A. Gerisch.
2. Bericht der Kontrollkommission. Berichterstatter: H. Meister.
3. Bericht über die parlamentarische Tätigkeit. Berichterstatter: H. Förster.
4. Die Parteiorganisation. Berichterstatter: G. v. Tollmar.
5. Die Maifeier. Berichterstatter: A. Fischer.
6. Der politische Massenstreik und die Sozialdemokratie. Berichterstatter: A. Bebel.
7. Sonstige Anträge.
8. Wahl des Vorstandes, der Kontrollkommission und des Ortes des nächsten Parteitags.

Parteienossen! Der Parteivorstand richtet an euch die Aufforderung, die Vorarbeiten für den Parteitag — also die Wahl von Delegierten wie die Stellung von Anträgen — rechtzeitig zu bewirken.

Die Anträge müssen spätestens am 27. August in dem Besitz des Vorstandes, Adresse:

J. Auer, Berlin SW 68, Lindenstraße 69

sein, wenn sie, entsprechend den Bestimmungen des § 8 Absatz II der Parteiorganisation, im „Vorwärts“ veröffentlicht und in die gedruckte Vorlage Aufnahme finden sollen.

Anträge von einzelnen Parteienossen bedürfen der Gegenzeichnung der Vertrauensperson oder des Vorstandes der örtlichen beziehungsweise Kreisorganisation, falls sie zur Veröffentlichung und Beratung gelangen sollen.

Die Parteienossen, die zum Parteitag kommen, werden ersucht, von ihrer Delegation dem Vorstand und dem Lokalkomitee rechtzeitig Mitteilung zu machen, damit ihnen die Vorlagen und eventuell weitere Mitteilungen zugesandt werden können.

Die Adresse des Lokalkomitees lautet:

Hermann Leber, Jena, Marienstraße 26.

Mandatsformulare sind durch das Parteibureau

J. Auer, Berlin SW 68, Lindenstraße 69

zu beziehen. Der Versand erfolgt vom 21. August an.

Die Genossen, die Anträge einreichen, werden darauf aufmerksam gemacht, daß etwaige den Anträgen bei-

gegebene Motive weder im „Vorwärts“, noch in der den Delegierten zugehenden Vorlage Aufnahme finden können. Es steht den Genossen das Recht zu, ihre Anträge selbst oder durch befreundete Genossen auf dem Parteitag mündlich zu begründen. Ein Abdruck der Motive verbietet sich aber aus räumlichen Gründen und um Wiederholungen zu vermeiden.

Berlin, den 3. Juli 1905.

Mit sozialdemokratischem Gruß
Der Parteivorstand.

Genossinnen!

Der vorstehende Aufruf des Parteivorstandes wendet sich so gut an euch wie an die Genossen. Die Aufgaben der gesamten Sozialdemokratie sind auch eure Aufgaben. Der Erörterung der Fragen, die auf der Tagesordnung des Parteitags stehen, kommt eine schwerwiegende Bedeutung für den doppelten Befreiungskampf der Proletarierinnen zu. Es sei nur an den politischen Massenstreik erinnert und an das zu beratende Organisationsstatut der Partei, das dank der rückständigen Vereinsgesetze für die Genossinnen von besonderer Wichtigkeit ist. Hervorgehoben sei auch, daß der Parteitag Genossinnen und Genossen Gelegenheit bietet, ihre Ansichten über die Agitations- und Organisationsarbeit unter den Proletarierinnen auszutauschen. Die Zahl der weiblichen Delegierten in Jena sollte im Verhältnis zu der fortschreitenden kräftigen Entwicklung der proletarischen Frauenbewegung stehen, im Verhältnis zu der steigenden Mitarbeit der Genossinnen auf allen Gebieten der Parteitätigkeit. Mögen deshalb die Genossinnen in allen Mittelpunkt unserer Bewegung dafür sorgen, daß dem Parteitag als Delegierte auch Frauen beizuhören, die in treuer Pflichterfüllung alle Arbeiten und Kämpfe der Sozialdemokratie teilen. Wo es angängig ist, sollten die Genossinnen sich sofort mit den Genossen ihrer Wahlkreise über die Wahl einer gemeinsamen Delegierten verständigen. Wo die Möglichkeit eines gemeinsamen Vorgehens ausgeschlossen ist, haben sie das statutengemäß gesicherte Recht auszunutzen, in öffentlicher Frauenversammlung eine eigene Delegierte zu wählen. Die erfolgte Wahl weiblicher Delegierten ist der Unterzeichneten mitzuteilen.

Berlin, den 5. Juli 1905.

Mit sozialdemokratischem Gruß

Ottilie Baader,

Vertrauensperson der Genossinnen Deutschlands,

Berlin S 58, Blücherstraße 49, Hof II.

Die Arbeiterpresse wird um Abdruck gebeten.

Gegen ein gefährliches Spiel.

Während die Revolution, die „Mutter der Freiheit“, den gewaltigen Arm über das Zarenreich ausreckt; während hier immer größere Massen sich erheben, um das selbstherrliche Regiment vor Volkswohl und Volkswillen auf die Knie zu zwingen und selbst die eigenen Werkzeuge sozialer und politischer Knechtung — Heer und Marine — zu versagen beginnen; kurz, während im Osten von Europa einer jener großen, weltgeschichtlichen „Rechtshändel“ durchgeführt wird, an denen „jeder beteiligt ist, der sich Mensch nennt“, ganz besonders aber das freiheitsfehnfüchtige Proletariat: ergäben sich im Westen Europas die „Staatsmänner“ und ihre Nachbeter und Nachtreter an dem gefährlichen Spiel der marokkanischen Frage.

Es ist uns nicht möglich, an dieser Stelle das Am und Auf dieser Frage und dieses Spieles darzustellen. Im Mittelpunkt davon steht ein Vertrag zwischen Frankreich und England, welcher der französischen Republik weitgehende Verwaltungsrechte in Marokko einräumt, dessen Hauptzweck jedoch offenbar ist, nach den Grundfragen altbewährten Schachers für diesen geringen Preis England die Obergewalt über Ägypten zu sichern.

Durch den Vertrag sollen angeblich wichtige deutsche Interessen in Marokko bedroht sein, deren Vertretung das offizielle Deutschland in einer Weise eingeleitet hat, welche die Witzblätter feiern. In Wirklichkeit sind Deutschlands Interessen in Marokko äußerst winzig. „Heiligste Güter“ können als bedroht auch von der Seegewalt träumenden Phantasie nicht heraufbeschworen werden. Und sogar die poetisch un-

verklärten, aber politisch ausschlaggebenden Handelsinteressen der deutschen Kapitalistenklasse sind gering genug. Die deutsche Einfuhr in Marokko beträgt jährlich nicht mehr als etwa eine Million Mark. Die französische Regierung hat außerdem ausdrücklich erklärt, daß sie in Marokko den Standpunkt der sogenannten „offenen Tür“ vertrete, das heißt den freien, ungehinderten Handelsverkehr für alle Nationen. Davon abgesehen, daß die weltwirtschaftlichen Interessen des Kapitalismus unserer Tage, der mit Gewalt alle Zonen und Völker sich zins- und tributpflichtig zu machen trachtet, nicht die internationalen Interessen des Proletariats sind, die den brüderlichen Kampf aller Ausgebeuteten ohne Unterschied der Nation gegen alle Ausbeuter innerhalb und außerhalb des Vaterlandes heischen, würde also nicht einmal der Nutzen der deutschen Kapitalistenklasse einen Konflikt um den Vertrag mit dem Scheine der Rechtfertigung belibiden.

Sicherlich, daß Frankreichs Interessen in Marokko weit erheblicher sind, als die Deutschlands. Durch sein Kolonialland Algier ist es Marokkos Grenznachbar, und recht einflußreiche Kapitalistenklänge haben in dem afrikanischen Reich manches gewagt und möchten möglichst viel ernten. Immerhin sind auch die Interessen der gesamten französischen Kapitalistenklasse nicht derart engagiert, daß um sie ein Krieg mit seinen Konsequenzen lohnen würde. Allerdings sucht England den Konflikt zu schüren. Sein Wunsch, Deutschland, den gefährlichen und gehäßten wirtschaftlichen Konkurrenten auf dem Weltmarkt zu isolieren, ist durch die Unbereitschaft der Dreizackspolitis noch gesteigert worden, und die Situation scheint seinem Wünschen günstig. Aber die kühle, wuchtige Sprache der tatsächlichen Verhältnisse läßt seine giftige Hezerei in sich zusammenbrechen. Die französische Republik hat mit anerkennenswerter Aberwindung von Empfindlichkeit ihre Friedensliebe, ihr Streben nach Verleugung jedes ersten Konflikts mit Deutschland unzweideutig bekundet, indem sie dem weltabenteuerlästernen Minister Delcassé, dem Vater des Vertrags, den Laufpaß gab. Die Bedeutung seines Sturzes hat sie durch die prinzipielle Zustimmung zu einer Konferenz besiegelt, die im Herbst die marokkanische Frage regeln soll.

Wohl räumen Diplomaten mit hochgezogenen Augenbrauen von der Gefahr eines schweren Konflikts, um angesichts der großen revolutionären Ereignisse in Russland daran zu erinnern, daß ihre erbärmliche Zmerghastigkeit noch immer existiert und über Wohl und Wehe von Millionen mitentscheiden darf. Wohl wird sie von Journalisten aufgebauscht, die ihre Einsichtslosigkeit gegenüber den weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Verknüpfungen mit politischen Kannegiehereien verdecken und nebenbei den Ruf erlangen möchten, mit den Regierenden auf dem vertraulichen Fuße von Kammerdienern zu verkehren. Wie die Dinge liegen, dünkt uns trotz allem die Gefahr eines verhängnisvollen, abscheulichen Krieges ausgeschlossen.

So wenig daher auch in Deutschland das Proletariat Anlaß hat, sich durch das Gespenst einer furchtbaren Katastrophe schrecken und täuschen zu lassen, so wenig darf es eine aus der Sachlage erwachsende Pflicht veräumen. Mit allem Nachdruck muß es Protest erheben gegen das gefährliche Spiel, das Regierungsmänner und ihre Presslokalen mit dem Feuer des Konflikts treiben. Die kapitalistische Entwicklung hat auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet so vielerfahrene Zusammenhänge geschaffen, und so viel Zündstoff angehäuft, daß bei anders gelagerten Umständen als jetzt sich sehr leicht auch an einem kleinen Funken ein großer Brand entzünden kann. „An den Galgen mit denen, die zum Kriege hehen“, hat ein gescheiter Engländer kürzlich in Berlin gesagt!

Es versteht sich am Rande, daß der allgemeine Protest sich augenblicklich zu spitzen muß zum schärfsten besonderen Einspruch gegen die frevelhafte Kinderrei, in weltpolitischer Grobmannschaft Reibereien heraufzubeschwören, welche geeignet sind, die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland zu verbittern. Angesichts des chauvinistischen Kitzels bestimmter Kreise diesseits und jenseits der Vogesen hat das Proletariat haben wie drüben seinen unerschütterlichen Willen zu bekunden, sich brüderlich geeint dem Kriege von Klasse zu Klasse entgegenzuwerfen, um in dem Kampfe von Klasse zu Klasse der Freiheit und Kultur eine Gasse zu bahnen.

Aber die bekämpfte gemeingefährliche Spielerei der Stunde hinaus trifft aber der Protest des Proletariats das System, von dem sie erzeugt und genährt wird. Es ist die Ordnung des trachenden Kapitalismus, die — wie in einer unserer besten Broschüren, in Mehrings „Weltkrach und Weltkrisis“ lichtvoll nachgewiesen ist — zur gewalttätigen, bluttriefenden Weltmachtspolitik treibt, weil sie sich blindwütend gegen eine gesunde Sozialpolitik sträubt.

In Frankreich und England sind unsere Genossen als tapfere Kämpfer gegen die wüste Konfliktshege, als begei-

sterte Verfechter einer Weltpolitik des Friedens auf den Plan getreten. Die geeinten französischen Sozialisten haben insbesondere reichlich das ihrige dazu getan, daß Herrn De-
cassé die Möglichkeit zum Stiften von Unheil verfallen wurde. Das Klassenbewußte deutsche Proletariat ist eines Sinnes, eines Willens mit seinen englischen und französischen Brüdern. Diese Aberein Stimmung soll ihren Ausdruck darin finden, daß zu den Berliner Proletariern Jaurès als Vertreter jenes ehrenreichen französischen Sozialismus sprechen wird, der, als Frankreich noch aus den tausend Wunden der Niederlage blutete, durch den Mund der Guéde, Vaillant, Lafargue mit lähnem Stolze die Verbrüderung der deutschen und französischen Arbeiterklasse dem revanchehungrigen Nordspatriotismus der Besitzenden entgegenstellte. Umgekehrt soll in Paris Bebel als der berufensie Wortführer der deutschen Sozialdemokratie reden, zu deren glänzendsten Ruhmes-titeln es gehört, daß sie unter der Weisglühigkeit des nationalen Siegestaumels ihre Stimme gegen den Krieg mit Frankreich erhob und sich mit den Helden der Kommune solidarisch erklärte.

Die Kundgebungen von Berlin und Paris sollen die Herrschenden und Regierenden daran mahnen, daß das sozialistisch geschulte Proletariat seine Erkenntnis und seinen Willen zur Macht zusammengeballt in die Waagschale der Entscheidung über Krieg und Frieden werfen wird. Die neue Internationale geht in unseren Tagen daran, die Aufgabe zu erfüllen, welche ihr die Inauguraladresse der alten Internationale gewiesen hat, und die darin besteht, „sich der Mythen der internationalen Staatskunst zu bemächtigen, die diplomatischen Streiche der Regierungen zu überwachen und ihnen nötigenfalls mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten“. Sie kämpft gegen diplomatische Spielereien, die jeden Augenblick zu weltpolitischen Verbrechen werden können.

Fraueninteressen in der Kommune.

Von Luise Zieg.

Der mit dem allgemeinen gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht für alle volljährigen Staatsbürger, nicht nur zum Reichstag und den Landtagen, sondern auch zu den kommunalen Verwaltungskörpern! Das ist seit jeher die Parole, für die in Wort und Schrift die Sozialdemokratie eintritt. In nachfolgendem wollen wir an der Hand konkreter Beispiele zeigen, wie sehr nicht nur die Männer der Arbeiterklasse, sondern vor allem auch die Frauen an der Durchführung dieser Forderung interessiert sind. Wir bitten unsere Leserinnen, uns im Geiste ins Ruhrrevier zu folgen.

Hier, im Ruhrrevier, hat sich die Industrie rapid entwickelt. Der Kapitalismus steht in vollster Blüte. Alle die schweren Schäden, die derselbe für den einzelnen, für das Proletariat insgesamt und für das Gemeinwesen mit sich bringt, sind aufs höchste entwickelt und daher für den einzelnen um so drückender, aber auch um so deutlicher erkennbar.

Während sich in Deutschland die Bevölkerung in den Jahren von 1871 bis 1901 um 37 Prozent vermehrte, in Preußen um 39 Prozent, im Rheinland um 60 Prozent, in Westfalen um 79 Prozent, hat sie im Ruhrkohlenrevier um 203 Prozent zugenommen, sie ist von 716743 Einwohnern im Jahre 1871 auf 2173502 Einwohner im Jahre 1901 gestiegen. Diese Vermehrung der Bevölkerung ist keine natürliche, das heißt sie ist keine Vermehrung, die nur oder in der Hauptsache der Zunahme der Geburten zuzuschreiben ist, sondern in der Hauptsache ist sie verursacht durch Zuzug der Bevölkerung aus allen Ecken und Enden Deutschlands — und des Auslands nach dem Kohlenrevier. Nicht selten waren es gewissenlose Agenten der Kohlenbarone, die den Zustrom Arbeiteloser ins Kohlengebiet leiteten. Man hoffte, die Zugewanderten als Lohndrücker und, wenn notwendig, als Streikbrecher gegen die übrigen Bergleute auszuspielen zu können. Wie weit den Herren diese Hoffnung sich verwirklicht hat, und mit welchen Mitteln gearbeitet ward, um Rache zu nehmen, wenn dies nicht der Fall war, das sei heute nicht untersucht. Wir wollen lediglich die Frage erörtern: Welche Folgen auf kommunalem Gebiet hatte die rapide Bevölkerungszunahme für die Arbeiterschaft?

Als erster Stelle ist die Folge zu nennen, daß die einzelnen, bereits bestehenden Gemeinden sich reißend schnell entwickelten, daß neue Gemeinwesen gleich Pilzen aus der Erde wuchsen, daß aber die Errichtung und Entwicklung kommunaler Einrichtungen zum Ruhen der Allgemeinheit nicht im entferntesten Schritt hielten mit der Bevölkerungszunahme. Vor allem ist es der Grund- und Bodenwucher, der im Kohlenrevier in höchster Blüte steht. Einige Zahlen mögen das beweisen:

Für Grund und Boden wird bezahlt in Bochum im Jahre 1889 für den Hektar 10500 bis 14000 M., im Jahre 1892 aber bereits bis 84000 M., es trat also eine Ver-sechsfachung des Preises in drei Jahren ein. In Recklinghausen kostete im Jahre 1896/97 der Hektar 520 bis 2400 M., im Jahre 1900 jedoch 28000 M., die Preise stiegen um mehr als das Elfache. In Hörde zahlte man im Jahre 1897 für den Hektar 4800 bis 6000 M., im Jahre 1902 175000 M., es erfolgte eine mehr denn sechs- unddreißigfache Steigerung des Bodenpreises!

Die Folge davon für die Arbeiterschaft liegt auf der Hand: Es ist eine ungeheure Wohnungsnot, die sich in hohen Mietpreisen und einem außerordentlichen Wohnungsmangel fühlbar macht. Fast nirgends hat die Kommunalverwaltung diese Not zu lindern, nirgends hat sie derselben vorzubeugen versucht, indem sie sich auf dem Terrain zu erhalten und zu verschaffen bemühte, indem sie selbst zum Bau hygienisch guter und billiger Arbeiterwohnungen schritt und dadurch der Boden Spekulation entgegenwirkte.

Desto besser haben die Werkbesitzer die Situation auszunutzen verstanden durch den Bau von Kolonien, von Zechenwohnungen. Die meisten Kolonien stehen unter der Aufsicht eines Kolonievogtes, der genau Obacht gibt, wer bei den Koloniewohnern ein- und ausgeht, welche Zeitung gelesen wird usw. Die Arbeiter, die in Kolonien usw. wohnen, sind nicht nur Sklaven der Werkherren während der Arbeitszeit, sondern auch nach derselben. Das Gefühl der wirtschaftlichen Abhängigkeit, der geistigen Unfreiheit der „Koloniewohner“ wird noch verschärft durch die Mietkontrakte, die fast überall die Klausel enthalten: „Wer aus der Zechen abgelegt wird oder selber abgeht, hat auch innerhalb dreimal vierundzwanzig Stunden die Zechenwohnung zu räumen.“ So werden die Zechenwohnungen, die zu den wichtigsten der „berühmten Wohlfahrts-einrichtungen“ der Kohlenbarone gehören, zu einem Siegel, das den Arbeitern gegenüber bestehende Abständen den Mund verschließen soll, zu einer Kette, die sie an den Betrieb fesselt, zu „einem der besten Mittel zur Streikabwehr“, um mit dem Scharfmacherorgan zu reden. Ganz abgesehen davon, daß sowohl die Familienwohnungen als auch die Kasernen für die ledigen Männer fast alles zu wünschen übrig lassen, was sanitäre Einrichtung und Komfort heißt.

Von der Wohnungsnot und der gesundheitsschädlichen Beschaffenheit der Wohnungen legt folgende Tatsache Zeugnis ab: In Essen stellte die Wohnungspolizei im Jahre 1903 auf Grund veranstalteter Erhebungen fest, daß von 10600 Wohnungen 1261 als unbewohnbar bezeichnet werden mußten, daß in 844 Häusern 4098 Wohnungen überfüllt seien. In Hörde wurden im Jahre 1895 69,2 Prozent aller Wohnungen als überfüllt und 21,2 Prozent als hochgradig überfüllt von der Behörde bezeichnet.

Wer hat denn darunter am meisten zu leiden? Doch sicher die Frau des Arbeiters. Ihr fällt das Putzen, das Säubern, das Lüften, das Ordnunghalten um so schwerer, je kleiner der Raum ist, in dem sie alles zu besorgen hat. Ihre Gesundheit leidet um so eher und stärker, je mehr sie gute, unverdorrene Luft und Sonnenlicht entbehren muß. Ist doch, wenn sie das Glück hat, sich ihrer Familie widmen zu können, das Haus die Welt, in der sich der größte Teil ihres Lebens abspielt. Sie wird den Mangel an Komfort und sanitären Einrichtungen in der Wohnung um so schmerzlicher empfinden, wenn es, wie im Ruhrgebiet, auch sonst an allen möglichen kommunalen Einrichtungen fehlt, die im Interesse der Allgemeinheit liegen. Wenn Kinder-spielplätze vermisst werden und Parkanlagen, welche gleichsam „die Lungen“ größerer Orte sind. Wenn die Straßensplasterung so sehr im argen liegt, daß man bei schmutzigem Wetter bis an die Knöchel in Schmutz waten muß und bei der Heimkehr noch recht viel „vaterländische Erde“ mit in die Wohnung schleppt. Wenn es an der nötigen Straßenbeleuchtung fehlt, an modernen Kommunikations-(Verkehrs-)Mitteln usw. All das erschwert es den proletarischen Frauen im Ruhrgebiet, mit ihren Kindern der Enge ihrer vier Wände zu entfliehen und auf ein paar Stunden sich im Sonnenschein, im Freien zu ergehen, um die Lungen einmal ordentlich zu weiten und mit frischer Luft vollzulaugen. Und dem Manne, der tief unten im Schoße der Erde, wo weder Sonnen- noch Mondesstrahl hindringt, bei hoher Temperatur oder halb im Wasser liegend den schwarzen Diamanten zutage fördert, dem ist es nicht weniger notwendig zur Erhaltung seiner Gesundheit, nach vollbrachter Arbeit „unter grünen Bäumen und im Sonnenschein“ sich zu ergehen.

Die Kommunalverwaltungen scheinen jedoch für Einrichtungen, die der Befriedigung dieser Bedürfnisse dienen, gar kein oder bitter wenig Verständnis zu haben. Dazu mangelt es an den meisten Orten an Begelegenheiten, Krankenhäusern, und wie es mit der Wasserversorgung beschaffen ist, davon hat ja der Gelsenkirchener Wasserversorgungsprozess genügend Zeugnis abgelegt.

Zu dem Mangel an gemeinnützigen kommunalen Einrichtungen stehen die horrend hohen Kommunalabgaben in schreiendem Widerspruch. In Preußen wird die Höhe der Kommunalabgaben bekanntlich prozentual nach der Höhe der zu leistenden Einkommensteuer berechnet. Da zahlen zum Beispiel die Bewohner der Reichshauptstadt 100 Prozent Kommunalzuschlag zur Einkommensteuer, in Hannover beträgt der Zuschlag 110 Prozent, in Dortmund dagegen schon 160 Prozent, in Essen 180 Prozent, in Gelsenkirchen 180 Prozent (wird in diesem Jahre erhöht auf 200 Prozent), in Hörde 191 Prozent, in Kirchhörde 220 Prozent. Noch schlimmer liegen die Dinge für Lütgen-Dortmund mit 230 Prozent, für Silberholz und Eichholz (Kreis Dortmund) mit sogar 270 Prozent Zuschlag. In Weidenich entfielen an Gemeindeabgaben auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre 1899 19,75 M., im Jahre 1901 aber 27,10 M. Die Gemeindeabgaben betragen in Ruhrort 1899 pro Kopf 29,82 M., 1901 jedoch 43,99 M.

Ihr Frauen des Ruhrkohlenreviers, wer hat unter dem Druck dieser hohen Abgaben zu leiden? Ihr, und abermals ihr! Wenn diese Abgaben gezahlt werden, so reißen sie jedesmal ein bedenklich großes Loch in euren Geldbeutel. Und dessen Inhalt dürfte besonders gegenwärtig nicht sehr groß sein, dank den Lohnabzügen, dem Wagenmüssen, den Feiertagsmessen machen und der hohen Zahl der Gemahlsregeln! Ihr Bergmannsfrauen müßt meist gute Rechnerinnen sein. Euren Männern sucht man den Lohn hinten und vorn zu kürzen, zu den hohen Mietpreisen habt ihr besonders hohe Lebensmittelpreise zu zahlen. (Wenn die neuen Handelsverträge in Kraft treten, werden dieselben noch weiter gewaltig erhöht werden.) Und zu allem Überflus die außerordentlich hohen Kommunalabgaben bei miserablen kommunalen Einrichtungen! Hätten wir nicht die Dreiklassenwahl, die öffentliche Wahl und noch andere „schöne“ Bestimmungen

im „Kommunalwahlrecht“, hätten wir vielmehr das allgemeine gleiche, direkte und geheime Wahlrecht für alle volljährigen Staatsbürger, also auch für uns Frauen, so würde die Zusammensetzung der Kommunalverwaltungen eine ganz andere sein wie heute. Es könnten dann auf allen Gebieten des Kommunallebens, und nicht zuletzt auf dem Gebiete des Wohnungswesens, Verbesserungen durchgeführt werden zu unserer aller Nutz und Vorteil. Ein solches Kommunalwahlrecht, das uns allen einen gleichen Einfluß auf die Gestaltung kommunaler Einrichtungen sichert, das uns die Möglichkeit gibt, nicht nur Bestehendes zu verbessern, sondern auch noch vollständig Fehlendes zu schaffen (wie Kinderhorte, Entbindungsanstalten, Säuglings- und Wöchnerinnenheime, Schulkantinen, Schulbäder usw.), das müssen wir uns erst erkämpfen. Um zu siegen, gilt die Lösung: Mehr die Reihen der Sozialdemokratie! Erst wenn ihr Einfluß, ihre Macht genügend erlact ist, werden wir uns ein freies Kommunalwahlrecht, eine demokratische Kommunalverwaltung sichern, an der auch die Frauen teilnehmen und durch welche sie ihre Interessen energisch vertreten.

Vom Messen des Wertes.

Wenn derselbe Mensch dieselbe Arbeit zwei Stunden lang fortsetzt, so schafft (produziert) er doppelt so viel wie in einer Stunde. Jedoch die Quantität des Produktes darf man nicht verwechseln mit der Quantität der Arbeit selbst.

Wenn jemand eine sehr schwierige Arbeit verrichtet, so kann es sein, daß er in einer Stunde nichts Nennenswertes produziert. Trotzdem hat er viel gearbeitet. Er hat sogar mehr gearbeitet als ein anderer, der mit einer leichten Arbeit in einer Stunde etwas Greifbares fertiggestellt hat. Nicht die Menge des Produktes ist es, welche die Menge der Arbeit ausmacht, sondern die Summe der Anstrengung, die Menge Kraft, die der Körper bei der Arbeit ausgeben muß. Bei schwerer Arbeit gibt der Körper in der gleichen Zeit mehr Kraft aus als bei leichter.

Man nennt das die verschiedene Intensität der Arbeit. Hat man also ein und dieselbe Arbeit zu verrichten oder mehrere Arbeiten von gleicher Intensität, so wächst ihre Menge einfach mit ihrer Dauer. Zwei Stunden Arbeit sind dann doppelt so viel wie eine Stunde Arbeit.

Das gilt aber nicht mehr, sobald es sich um Arbeiten von verschiedener Intensität handelt. Dann wird das Verhältnis verschieden sein, je nach dem Grade der Schwierigkeit der verschiedenen Arbeiten. Das kann so weit gehen, daß eine Stunde schwerer Arbeit ebensoviel und sogar mehr ausmacht als zwei Stunden leichter Arbeit. Sollte man nun genau bestimmen, wie viel Arbeit jeder beliebige Arbeiter in einer Stunde leistet, so müßte man offenbar erstens wissen, welches die leichteste Arbeit ist, und zweitens müßte man genau berechnen können, um wie viel jede andere Arbeit schwerer ist als die leichteste. Beides weiß man nicht. Es gibt ja tausenderlei Arbeiten und wohl jede hat eine besondere Intensität. Und wenn man beides wüßte, so würde das auch noch nichts helfen, denn die Intensität der Arbeiten wechselt. Täglich werden Erfindungen gemacht und Verbesserungen eingeführt, welche die Intensität bald der einen, bald der anderen Arbeit ändern.

Dies halte man genau fest und ermesse daran, was es bedeutet, wenn manche Leute (besonders deutsche Universitätsprofessoren sind groß darin) immer wieder behaupten: nach Marx stelle die gleiche Arbeitszeit immer den gleichen Wert dar, ohne Rücksicht, was für Arbeit in der Zeit verrichtet wurde; und die eigentliche Ungerechtigkeit der heutigen Gesellschaftsordnung bestände nach Marx darin, daß nicht alle Arbeiten gleichmäßig bezahlt werden. Grundsatz der Gerechtigkeit — immer nach Marx — müsse sein, daß es für dieselbe Anzahl Arbeitsstunden immer denselben Lohn gebe, denn eine Stunde Arbeit sei stets ebensoviel wert wie jede beliebige andere Stunde Arbeit.

Hätte Marx wirklich solchen Unsinn geschrieben, so wäre es nicht der Mühe wert, einen Blick in seine Schriften zu werfen.

Zunächst ist es ein kompletter Unsinn, anzunehmen, der Wert messe sich durch die Arbeitszeit. Man kann niemals ein Ding durch ein anderes messen, sondern immer nur durch einen Teil von sich selbst. Sechs Liter Wasser bedeutet nicht etwa sechsmal das metallene oder gläserne Gefäß, das man Liter nennt, sondern sechsmal das Quantum Wasser, das in ein solches Gefäß hineingeht. Das Quantum Öl, das Quantum Sirup, das ein Liter saft, ist ein anderes als das Quantum Wasser. Öl wird durch Öl, Wasser durch Wasser, Sirup durch Sirup gemessen.

Ebenso kann auch Wert nur durch Wert, das heißt durch Arbeit gemessen werden. Ein kleines Quantum Arbeit nicht größer, als daß man es mit einem Blick übersehen kann, muß abgeteilt werden, und dann muß zugehört werden um wie viel die zu messende Arbeitsmenge größer oder kleiner ist als jene Maßeinheit.

Das tut denn auch in der Tat — nicht etwa Marx, sondern die kapitalistische Gesellschaft. Es ist zu pudig, daß gewisse Leute, die Marx unter allen Umständen umbringen wollten, als ein Rezept für die Zukunft ansetzen, was Marx durch nüchterne Untersuchung als Praxis der Gegenwart entdeckt hat. Nicht damit hat sich Marx beschäftigt, wie man in irgend einem „Zukunftstaat“ den Wert messen soll, sondern wie man ihn heute in der kapitalistischen Gesellschaft wirklich mißt. Er hat festgestellt, daß die kapitalistische Gesellschaft zum Messen der Werte ihrer Waren natürlich nicht die Arbeitsstunde, wohl aber diejenige Menge Arbeit benutzte, die in einer Stunde verrichtet wird. Es ist allerdings richtig, daß Marx, nachdem er die Klar-

gestellt, hin und wieder vom Messen des Wertes durch die Arbeitszeit spricht, wie man ja auch oft vom Messen des Wassers durch den Liter spricht. Aber ebenso wie im letzteren Fall nicht das Gefäß, sondern das im Gefäß enthaltene Wasser gemeint ist, ebenso meint auch Marx in solchen Fällen selbstverständlich nicht die Zeit, sondern die in der Zeit verrichtete Arbeit.

Nun haben wir aber gesehen, daß die Menge Arbeit, die in einer Stunde verrichtet wird, durchaus nicht immer die gleiche ist. Es kommt auf ihre Intensität an. Infolgedessen ist es unmöglich, die Arbeit, die in einer Ware steckt, einfach durch so und so viel Stunden auszudrücken. Und damit haben wir denn den Grund, weshalb es unmöglich ist, den Wert der Waren absolut anzugeben (eine Tatsache, die wir früher hervorgehoben haben).

Indes, die kapitalistische Gesellschaft befindet sich in der glücklichsten Lage, daß sie es gar nicht nötig hat zu wissen, wie viel Arbeit absolut (an und für sich) in einer Ware steckt im Vergleich mit der Arbeit, die in einer anderen Ware steckt.

Ein Gleichnis mag das erläutern. Jemand wohnt in einem einsamen Schloß hoch oben im Gebirge. Für den Verkehr mit Menschen ist er auf eine Ortschaft angewiesen, die noch höher liegt. Liegt diese Ortschaft 100 Meter höher als sein Schloß, so ist sie für ihn (relativ) 100 Meter hoch und nicht einen Schritt mehr. Diese relative Höhe ist für seine praktischen Zwecke maßgebend, mag die absolute Höhe 8000 Meter oder noch mehr betragen. Ebenso ist es für die praktischen Zwecke der kapitalistischen Gesellschaft maßgebend, ob der Wert einer Ware größer, kleiner oder ebenso groß ist, wie der Wert einer anderen Ware, ganz gleichgültig, welches ihr absoluter Wert sei. Für sie kommt es darauf an, die Arbeitsmenge einer Ware stets auszudrücken im Verhältnis zu derjenigen einer anderen Ware.

Eine Aufgabe, die allerdings für jeden einzelnen Menschen offenbar zu schwer ist. Aber die kapitalistische Gesellschaft hat sie gelöst und ist sie noch alle Tage. Jeder erfahrene Kaufmann und Fabrikant weiß den relativen Wert seiner verschiedenen Waren ganz genau anzugeben. Er ist sich freilich nicht bewußt, daß das, was er Wert nennt, in Wirklichkeit nichts anderes ist als die Menge Arbeit, die in den Waren steckt. Wenn er es aber auch nicht weiß, darum ist es doch wahr, daß er, wenn er den relativen Wert zweier Waren nennt, nichts weiter tut, als die Arbeitsmengen, die in ihnen stecken, miteinander in Beziehung zu setzen.

Einige weitere interessante Ergebnisse aus dem Buch, daß der Wert Arbeit ist, werden wir in einer künftigen Plauderei erörtern.
Julian Borchardt.

Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.

Von Otto Rühle.

Wozu schicken wir unsere Kinder in die Schule? Daß sie etwas lernen sollen. Nicht allein dies; sie sollen auch erzogen werden. Lehren und Erziehen sind zweierlei, oder besser: das erste ist in dem zweiten mit enthalten. Der Lehrer wendet sich an den Geist des Kindes, seine Arbeit bezweckt dessen Schulung, Pflege und Bildung. Der Erzieher hat es mit dem ganzen Menschen zu tun, nicht bloß mit dem Verstand, sondern auch mit dem Gemüt, dem Willen und vor allem Sinnen, Sinnen auch dem Körper. Die Arbeit des Erziehers ist umfassender und schwieriger als die des Lehrers. Unsere Schulen sind heute leider mehr Lehr- oder Fernschulen als Erziehungsanstalten. Neben der Religion steht die wissenschaftliche Ausbildung im Arbeitsplan des Schulunterrichtes obenan; man sollte mehr dazu übergehen, in der wahren Menschenbildung die Hauptaufgabe der Schule zu erblicken.

Weil die Schule nun mehr lehrt als erzieht, bleibt das wichtigste Geschäft der Kindererziehung größtenteils den Eltern überlassen. Besonders der Frau. Sie ist die eigentliche Erzieherin der Kinder. Infolge ihrer Eigenschaft als Mutter der Kleinen übt sie einen tiefgehenden Einfluß auf den sittlichen, geistigen und körperlichen Zustand der Kinder aus. Der Vater kann an der Erziehung wenig oder gar keinen Anteil nehmen, weil die beruflichen und wirtschaftlichen Verhältnisse ihn meist zwingen, fast den ganzen Tag außerhalb des Hauses zu sein. Allerdings gibt es heute in arbeitenden Volke auch Hunderttausende Mütter, welche in erster Linie von dem Erwerbtleben in Anspruch genommen werden und sich nur nebenbei ihren Kindern zu widmen vermögen. Aber immerhin üben sogar sie im allgemeinen einen größeren Einfluß als der Vater auf die Entwicklung des Kindes aus. In schier übermenschlicher Anstrengung ihrer Kräfte suchen sie ihrer Doppelaufgabe gerecht zu werden, indem sie für die Pflege der Kinder jede Minute verwenden, welche die Erwerbsfrau frei läßt. So steht das Kind in dem Alter, in dem es für alle Eindrücke am empfindlichsten ist, vor allem unter dem Einfluß der Mutter. In dieser Zeit können die entwicklungsfähigen Keime in ihm durch eine vernünftige und sorgfältige Pflege unendlich gefördert werden. Freilich besteht auch die Gefahr, daß das Kind, wenn diese Pflege fehlt, arm gemacht wird, leicht so arm, daß es für sein ganzes Leben arm an Geist und Gemüt bleibt. Deshalb erfordert die Erfüllung der mütterlichen Erziehungspflichten nicht allein Liebe, an der das Mutterherz ja immer reich genug ist, sondern auch Taft und vor allem Bildung. Wer erziehen will, muß selbst erzogen sein. Und wenn die Aufgabe und der Zweck der Erziehung in der Entwicklung des Menschen zu einer harmonischen Persönlichkeit bestehen, so ist es selbst-

verständlich, daß der Erzieher selbst harmonisch gebildet, nach allen Seiten seines Wesens erzogen sein muß. Hierin bleibt leider bei unseren Frauen häufig noch manches zu wünschen übrig, weil sie als armer Leute Kinder meist eine nur mangelhafte Erziehung genossen haben. Um so ernsthafter aber ist bei ihnen der Wunsch und Wille vorhanden, wenigstens die Kinder in der Erziehung vorwärts zu bringen. Eine gute Erziehung, eine gute Schulbildung ist ja meist das einzige Erbteil, das Arbeiterkellern ihren Kindern mit auf den Lebensweg geben können.

Um den Hausfrauen zu zeigen, welche Pflichten ihrer als Erzieherinnen der Kinder warten und wie diese Pflichten am besten erfüllt werden, hat vor mehr als hundert Jahren Pestalozzi ein Buch geschrieben: „Die Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten.“ Über dieses Buch wollen wir uns ein wenig unterhalten.

Pestalozzi, der bedeutendste und einflußreichste unter allen deutschen Pädagogen, hatte bei seinen mehrfachen Versuchen sich einen Lebensberuf und damit ein sehreres Einkommen zu verschaffen, elend Schiffbruch erlitten. Schließlich war er unter die Schriftsteller gegangen und hatte einen Roman geschrieben, der ihn sozusagen in einer Nacht zum berühmten Manne machte. Das Werk führt den Titel: „Lienhard und Gertrud“ und behandelt in der Form einer Dorfgeschichte den Gedanken, daß nur durch eine tiefgreifende Verbesserung der Erziehung den sittlichen und sozialen Missetänden und Gebrechen abgeholfen werden können. Die Hauptpersonen des Werkes waren der Maurer Lienhard und sein Weib Gertrud. Pestalozzi, der der Sache der Erziehung mit glühender Begeisterung ergeben war, fand nun auch bald Gelegenheit, praktisch als Lehrer der Jugend und des Volkes tätig zu sein und seine Anschauungen über Bildung und Erziehung in die Tat umzusetzen. Unter widrigen Verhältnissen und wechselvollen Schicksalen wirkte er in den schweizerischen Orten Stanz und Burgdorf mit einem Erfolge, der auch selber in Erstaunen setzte. In Burgdorf verfaßte er auch das Buch: „Die Gertrud ihre Kinder lehrt“, um in ihm seine Unterrichtsmethode, die sich in den von ihm geleiteten Unterrichtsanstalten so vorzüglich bewährt hatte, auseinandersetzen zu lassen.

Gertrud, deren Gestalt er aus seinem Hauptwerk „Lienhard und Gertrud“ herübergenommen hat, ist ihm die personifizierte Mutterliebe. Diese Mutterliebe muß nach seiner Meinung das wahre Fundament aller menschlichen Bildung sein. Und diesen Mutterinn in allen Erziehern und Lehrern zu wecken, ist die im Titel des Buches ausgesprochenen Lehrens.

Manche Ausleger Pestalozzischer Schriften haben aus dem Untertitel des Buches: „Ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten“, den Schluß gezogen, daß es spezielle Anweisungen zum Unterrichterteilen geben sollte oder eine ins einzelne gehende erzählende Darstellung jener mütterlichen Unterweisung bilden solle, in der Pestalozzi das Fundament aller Bildung verehrte. Dies ist aber nicht der Fall; nur die Weckung des Vater- und Mutterannes war sein Wesen und seine Mission. „Wenn auch Vater und Mutter dem Kinde mangeln, so darf ihm doch der Vater- und Mutterinn in der Erziehung nicht mangeln; mit ihm mangelt dem armen verwaisenen Geschöpf trotz aller Schulen, die ihm offen stehen, und trotz aller Brot- und Kleiderhilfe das erste Fundament seiner Bildung zur Menschlichkeit: das Gefühl der Liebe, des Dankes, des Vertrauens.“ Es ist ein Werk, sagt Professor Rein, das in seiner Weise dem Zufall seines Titels entspricht, ein Werk, in dem sich zudem die ganze Schwierigkeit für Pestalozzi enthielt, eine klare und bindende Auseinandersetzung zu geben; aber ein Werk, welches, indem es einerseits von Pestalozzis mühevollen Ringen zeugt, die Grundlinien einer naturgemäßen Unterrichtstheorie zu ziehen, andererseits einen zermalmenden, ingrimmigsten Kampf gegen die fundamentlose Bildung seiner Zeit führt. Auf diesen beiden Punkten beruht der durchschlagende Erfolg, der Eindruck, den es auf die Zeitgenossen machte!

Das Buch zerfällt in fünfzehn Abschnitte, die in Form von Briefen an Pestalozzis Freund Geßner gehalten sind. Der erste Brief berichtet von Pestalozzis innerem Drange, die Quelle des Vollseldes — die er irrigerweise in der mangelhaften Erziehung gefunden zu haben glaubte — zu verstopfen, und über die Versuche, die er dazu schon gemacht; auch enthält der Brief wichtige Aufschlüsse über des Verfassers Erlebnisse auf dem Neuhof, in Stanz und Burgdorf. Der zweite und dritte Brief bilden Fortsetzungen hiervon; im vierten spricht er von der traurigen Beschaffenheit des Volkunterrichtes, von den Schulübeln, „die Europas größte Menschenmasse entmannen“ und die er nicht überlebensfähig, sondern in der Wurzel heilen wollte. Dazu will er die „mechanische Form des Unterrichtes den ewigen Gesetzen unterwerfen, nach welchen der menschliche Geist sich von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen erhebt, oder die mechanischen Gesetze des Unterrichtes den ewigen Gesetzen der menschlichen Natur unterordnen“. Damit spricht er das eigentliche Thema der Schrift aus. In den weiteren Briefen stellt er nun für die Mutter den Hauptgrundsatz auf, daß sie vom ersten Augenblick an, wo sie das Kind auf den Schoß nimmt, es durch die Anschauung unterrichten und ihm durch dieselbe alle wesentlichen Vorkommnisse vor die Sinne bringen soll, um ihren Eindruck unvergänglich zu machen. Auch verbreitet er sich über das Chorsprechen und über die Einführung des Taktes dabei, über die Mittel zur Veranschaulichung beim Buchstabieren und elementaren Rechnen; namentlich spricht er sich über die Einteilung der Lehrgegenstände aus, indem er die sinnliche Anschauung irrigerweise auf die drei Haupt-

punkte: Zahl, Form und Wort zurückführt. An die Zahl will er die Arithmetik, Geographie, Geschichte und Naturlehre, an die Form die Geometrie, das Zeichnen, Lesen und Schreiben und an das Wort die Sprachlehre und den Gesangsunterricht anschließen.

In dieser Ableitung der Unterrichtsfächer liegen die Mängel des Buches. Pestalozzi wurde sich später darüber selbst klar, indem er in der Ausgabe von 1820 die Worte schrieb: „Diese ganze Darstellung ist als ein noch sehr dunkles Haschen nach Bildungsmitteln, über deren Natur ich bei fernem noch nicht im klaren war, anzusehen.“ Auch die Elementarbücher, die Pestalozzi im Anschluß an das Buch „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ herausgab, an das jede Familie ihren Bildungsberuf mittels derselben in ihrem Kreise sollte ausfüllen können, waren verfehlt; besonders das „Buch der Mütter, oder Anleitung für Mütter, ihre Kinder bemerken und reden zu lehren“, von dem allerdings der Pestalozziforscher Seyffarth behauptet, daß es von einem Gehilfen Pestalozzis abgefaßt worden sei.

Was bei der Lektüre des Buches „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ außerordentlich erfrischend und wohlthuend berührt, ist die Schärfe, mit der Pestalozzi gegen den Schlandrian der bisherigen Unterrichtsweise zu Felde zieht. „Der Troß unserer öffentlichen Schulen gibt uns nicht nur nichts“, ruft er einmal aus, „er löscht im Gegenteil noch das in uns aus, was die Menschheit auch ohne Schulen allenthalben hat und was jeder Wilde in einem Grade besitzt, von dem wir uns keine Vorstellung machen. Ein Mensch, der mit Mönchskunst zu einem Wortnarren gebildet wird, ist für die Wahrheit unempfindlicher als ein Wilder. Ich bin daher zu der Überzeugung gekommen, der öffentliche und allgemeine europäische Schulwesen müsse nicht bloß besser angezogen, er müsse vielmehr umgelehrt und auf eine ganz neue Straße gebracht werden.“ Und an einer anderen Stelle erklärt er: „Ich will den Schulunterricht sowohl der abgelebten Ordnung alter verrotteter Schulmeisterknechte, als einer für den gemeinen Volksunterricht sie nicht einmal erscheinenden neueren Schwäche entreißen und ihn an die unerschütterte Kraft der Natur selber und an das Licht, das Gott in den Herzen der Väter und Mütter entzündet und ewig belebt, an das Interesse der Eltern, daß ihre Kinder angenehm werden vor Gott und Menschen, anknüpfen.“

Man wird hingerissen, schreibt der Pestalozziforscher Morf, von der Fülle seiner inneren Intuitionen, ich möchte sagen Offenbarungen, zu deren Träger er (Pestalozzi) von der Vorsehung berufen war. . . . Das Buch ist und bleibt ein Eckstein für den Volksunterricht; aber die Schätze, die es birgt, sind noch lange nicht praktisch verwertet, und man kann die, welche es mit der Erziehung und dem Unterricht zu tun haben, nicht genug immer wieder auf dasselbe hinweisen.

„Kannst du Pestalozzis „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ bekommen, so lies es ja!“ schrieb der Philosoph Fichte an seine Frau, als er das Erziehungssystem „dieses Mannes“ studiert hatte. — Können ihr Pestalozzis Buch bekommen, rufe ich den Genossinnen zu, denen die Kindererziehung eine ernste und wichtige Sache ist, so lest es ja. Die Stunden, die ihr ihm opfert, werden sich an euren Kindern bezahlt machen.

Aus der Bewegung.

Von den Organisationen. In Trier, dem „schwarzen“ Trier, beginnen die Frauen des werktätigen Volkes sich dem Banner der Pfaffenherrschaft zu entziehen. Es wurde ein Bildungsverein für Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse gegründet, der sich bemühen wird, seine Mitglieder geistig auszurüsten zum Kampfe für die Befreiung aller Geknechteten und Ausgebeuteten. Vorsitzende der Organisation ist Frau Marie Wiertelorsch. Unseren Genossinnen die besten Wünsche für den Erfolg ihres Wertes!

In Braubauer (Kreis Dortmund) sind die Proletarierinnen schon längst zur Erkenntnis ihrer Lage erwacht. Geht aber haben sie bis vor kurzem noch nie. Sie legten die Hände in den Schoß, sich mit den bekannten Gründen beruhigend, daß es auf sie nicht ankomme und andere Ausreden noch von ähnlicher Güte. Nun soll das anders werden. Im ersten Quartal dieses Jahres erfolgte die Gründung eines Bildungsvereins für die Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse. Seine Mitglieder sind von dem höchsten Grade nach Aufklärung und dem ernststen Wunsche besetzt, die sich regenden Kräfte der guten und großen Sache des werktätigen Volkes zu widmen. Natürlich wird der jungen Organisation mit allen Mitteln entgegen gearbeitet. Gleich in der öffentlichen Versammlung, wo es sich um ihre Gründung handelte, bekämpfte der Herr Pastor das Vorgehen der Frauen. Genossin Hübner antwortete ihm und bewies, daß die Frauen in punkto ihrer Interessen sich nicht mehr ein A für ein U vormachen lassen. Die Anfänge der proletarischen Frauenbewegung am Orte versprechen eine gute Entwicklung. H.

Bericht der Vertrauensperson der Genossinnen von Bromberg. Im letzten Jahre haben hier eine Reihe von Agitationsversammlungen stattgefunden, welche die proletarischen Frauen politisch wie gewerkschaftlich aufklären und schulen sollten. Ein kleiner Stamm von Genossinnen ist eifrig bestrebt, die Ideen der modernen Arbeiterbewegung in immer größere Kreise der Frauen zu tragen. Zu diesem Zwecke wird unter anderem rührig für die Verteilung der „Gleichheit“ gearbeitet, und das mit Erfolg. Auch im neuen Jahre geht es rüstig vorwärts. Im ersten Quartal 1905 hatte die Vertrauensperson eine Einnahme von 70,19 M., den Kassenbestand vom 31. Dezember mit 9,19 M. eingerechnet. Die Ausgaben betragen 30,04 M., so daß ein Kassenbestand von

80,15 Mk. zu verzeichnen war. Die Rechnungslegung wurde von zwei beauftragten Genossinnen geprüft und für richtig befunden. Die Genossinnen werden mit aller Mäßigkeit und Ausdauer weiter vorwärtstreiben. E. Stoebel.

Bericht der Kreisvertrauensperson für Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg. Der genannte Wahlkreis ist seiner Bevölkerung nach der zweitgrößte von ganz Deutschland. Die Bevölkerung ist weder rein städtisch, noch rein ländlich, doch gibt es im Kreise viele Industrieorte, in denen zahlreiche Frauen und Kinder beschäftigt werden. Den Genossinnen steht somit ein großes Tätigkeitsfeld nicht nur für die politische Aufklärung, sondern auch für die gewerkschaftliche Organisierung der Proletarierinnen offen. Die große Ausdehnung des Kreises erschwert die Agitation und läßt sie nur langsam vor sich gehen, aber vorwärts geht es trotzdem, und zwar in recht erfreulicher Weise. In den vier Jahren meiner Tätigkeit als Vertrauensperson ist es mir gelungen, in zehn Orten die Wahl örtlicher Vertrauenspersonen zu veranlassen, die mit mir gemeinsam die Agitation betreiben. Auf Grund der engen Fühlung, welche zwischen uns besteht, wird genau nach Vereinbarung und einheitlich gearbeitet. Örtliche Vertrauenspersonen sind tätig in Schöneberg, Wilmersdorf, Steglitz, Friedenau, Köpenick, Adlershof, Rixdorf, Britz, Johannisthal und Tempelhof. Im Kreise existieren sieben Frauenbildungsvereine mit zusammen 430 Mitgliedern. An der politischen Agitation, der Parteiarbeit, beteiligten sich 123 Genossinnen aktiv. Seit Oktober 1904 bis April 1905 haben neunzehn große Agitationsversammlungen stattgefunden, davon fünf für ein freies Vereins- und Versammlungsgesetz, drei gegen die Soldatenmishandlungen und eine zur Erörterung des politischen Massenstreiks. In allen Versammlungen ward fleißig für die „Gleichheit“ agitiert, deren Leserinnenzahl im April 108 betrug. Es wurden 20000 Broschüren über die Schulfrage (das Referat der Genossin Jettin) verteilt und 2000 Merkblätter über die Bekämpfung des Gebärmutterkrebses von Dr. Jabel und Dr. Freudenberg. Für die Agitation wurden seit Oktober letzten Jahres abgeliefert je 90 Mark von den Genossinnen von Köpenick und Adlershof, je 50 Mark von den Genossinnen von Rixdorf und Schöneberg, 30 Mark von den Genossinnen von Friedenau-Steglitz. Weitere Beträge wurden auf Sammellisten gezeichnet. Die Frauen bringen selbst die Gelder auf, deren sie für ihre Arbeiten benötigen. Sie beteiligen sich aber außerdem auch an allen Sammlungen, welche der politische und wirtschaftliche Klassenkampf des Proletariats notwendig macht. Für die Streikenden im Ruhrgebiet brachten die Genossinnen des Kreises zum Beispiel 265 Mark auf.

Nachdem unsere Bewegung unter den Frauen der größeren industriellen Orte festen Fuß gefaßt hat, wollen die Genossinnen nun die Agitation auf dem Lande mit allem Nachdruck betreiben. Sie verbreiten zu diesem Zwecke Broschüren, die „Gleichheit“ und anderes aufklärendes Material. Dadurch erhalten sie Gelegenheit, mit den Frauen persönlich zu sprechen, sie auf ihre schlechte wirtschaftliche und unfreie soziale Lage aufmerksam zu machen, sie auf den politischen und gewerkschaftlichen Kampf der Arbeiterklasse hinzuweisen und ihnen klar zu machen, daß ihr eigenes Interesse die Beteiligung daran fordert. Viele unserer geschulten Genossinnen beteiligen sich auch an den Agitationsreisen, welche die Genossen veranstalten. Hervorgehoben sei, daß die Genossinnen und Genossen überhaupt bei ihrer Agitationsarbeit Hand in Hand schaffen, soweit das herrliche preussische Vereinsrecht dies zuläßt. Mit unserer Agitation haben wir bereits unter anderem ein recht gutes Resultat erzielt. Ein großer Teil der Frauen hat begriffen, daß es ein schweres Unrecht ist, wenn sie die Männer im Kampfe für das Wohl ihrer Familie und ihrer Klasse hindern. Sie halten sie nicht mehr vom Leisten der Beiträge, dem Halten der Arbeiterpresse, dem Besuch der Versammlungen ab, sondern treiben sie an, ihre Pflicht zu erfüllen. Stetig und auffällig wächst die Zahl der Frauen, die ihre Männer in die Versammlungen begleiten, und zwar nicht bloß in die öffentlichen Versammlungen, sondern auch in die Versammlungen der Wahlvereine. In den letzteren müssen sie es sich freilich gefallen lassen, zur Sicherheit und zum Ruhme des preussischen Staates von ihren Männern durch eine Barriere oder auch nur durch eine Wascheleine getrennt zu werden, damit das vom „seligen“ Polizeiminister erfundene „Segment“ hergestellt wird. Ab und zu erfolgt auch wohl die Auflösung einer Versammlung wegen Anwesenheit von Frauen.

Die Polizei betrachtet es noch immer als eine bitterste Aufgabe, die Beteiligung der Frauen an öffentlichen Leben möglichst durch Kniffe und Pässe zu hindern. Unser Kreis grenzt zwar dicht an Berlin, was aber die Praxis des Vereins- und Versammlungsrechtes gegenüber den Proletarierinnen anbelangt, so könnte man meinen, daß für ihn andere Gesetze gelten als in der benachbarten Hauptstadt. Wir hatten zur Zeit der Reichstagswahl, gleich den sozialdemokratischen Frauen Berlins, einen Frauenvahlverein gegründet, was nach dem Gesetz unser gutes Recht war. Trotzdem wurde er von der Polizei verboten. Meine Beschwerde wurde erstens vom Amtsvorsteher, zweitens vom Landrat, drittens vom Regierungspräsidenten und viertens vom Oberverwaltungsgericht kostenpflichtig abgewiesen. Sogar gegen das Verteilen der „Gleichheit“ meinerseits an die Abonnentinnen glaubte die Behörde einschreiten zu müssen. Als ich einmal die Sekretinnen unseres Organs zusammengerufen hatte, um ihnen dieses zu verabsoluten, wurde ich wegen angeblicher Abhaltung einer straffälligen Versammlung benunziert. Ich sollte für dieses vom „Auge des Gesetzes“ entdeckte Verbrechen 50 Mark Geldstrafe zahlen. Die

von mir beantragte richterliche Entscheidung verdonnerte mich zu 90 Mark. Zwar konnte man mir die Moritat nicht nachweisen, deren ich angeklagt war, allein ich beschäftigte mich mit öffentlichen Angelegenheiten und außerdem bin ich „vorbestraft“, weil ich wegen der Verteilung eines Flugblattes während des Schneiderstreiks zu 5 Mark Buße verurteilt worden bin. Das genügte! In der Berufungsinstanz machte der Verteidiger die Verjährung geltend, und ich wurde daraufhin freigesprochen. Den Staatsanwalt aber ließ die „ungerochene Straftat“ offenbar nicht schlafen. Dank ihm wurde das freisprechende Urteil aufgehoben und die Klage gegen mich wieder aufgenommen! Im fünften Termin, nachdem sich die Angelegenheit wie der Wurm, der nicht sterben kann, durch einvieriertel Jahr hingezogen hatte, wurde ich schließlich von der höchsten Instanz freigesprochen. Die erheblichen Kosten des Rechtshandels, die nicht durch meine Dummheit entstanden waren, wurden der Staatskasse, das heißt den Steuerzahlern aufgebahrt. Davon abgesehen zeigen die Verhältnisse, daß die behördlichen Schikanen unsere Frauenbewegung nicht ersticken, sondern nur fördern. Unser Wahlverein hat zirka 500 Mitglieder gezählt — das polizeiliche Verbot traf nämlich erst nach den Wahlen ein —, die „Gleichheit“ gewinnt immer mehr Leserinnen, die Frauen nehmen in wachsender Zahl an den Versammlungen und den Arbeiten der Sozialdemokratie teil. Die polizeiliche Schneidigkeit und Klugheit hat nur den Erfolg, größeren Kreisen die Augen über das Wesen des Klassenstaats zu öffnen und die Empörung gegen ihn zu steigern. Sie verrichtet für uns eine recht wirksame Agitation, die uns keinen Pfennig kostet und den Eifer der Genossinnen stets aufs neue anspricht. Soweit die Frauen unseres Kreises zum selbständigen Denken über ihre Lage erwacht sind, lassen sie sich nicht durch die Lücken der kapitalistischen Welt einschüchtern. Ihre Losung ist: Durch Kampf zum Sieg! Sie kämpfen, bis auf der Erde herrscht: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Marie Thiel-Tempelhof, Kreisvertrauensperson.

Politische Rundschau.

Es ist auch ein Kennzeichen der Zustände in Preußen-Deutschland, daß das preussische Herrenhaus gewissermaßen das letzte Wort in unserem parlamentarischen Leben behalten hat. Während der Reichstag unter plötzlichem Abbruch aller Geschäfte Hals über Kopf schon Ende Mai nach Hause geschickt wurde, hat das preussische Herrenhaus noch Ende Juni dem Vergesetz den Stempel seiner Erbweisheit aufdrücken können. Der junkerlichen Hochburg waren sogar die dürftigen Zugeständnisse an die Bergarbeiter, die von den Geldackdeputierten des Abgeordnetenhauses in der Vorlage übrig gelassen waren, noch viel zu arbeiterfreundlich, sie genehmigte den Torso nur aus Angst vor der sozialdemokratischen Ausnutzung der Lage, wenn in Preußen gar nichts zustande gekommen wäre, zu einer verstärkten Propaganda für ein Reichsberggesetz. Die Herren irren sich allerdings gewaltig, wenn sie glauben, daß die Arbeiter sich mit der preussischen Spottgeburt eines Arbeiterschutzes zufrieden geben würden. Selbst die christlichen Gewerkschaftler haben ihrem Unwillen über das Spiel, das man mit ihnen getrieben hat, deutlichen Ausdruck gegeben. Unseren Parteigenossen im Ruhrgebiet, wie in ganz Deutschland wird die Vergesetznovelle samt den Debatten darüber eine fortgesetzte Quelle aufklärender Agitation sein.

Die preussischen Herren haben ja auch selbst wieder Erkleckliches zu unserem Aufklärungsmaterial beigetragen. Sehr wichtig ist die Enthüllung, daß die preussische Regierung selbst sich nicht scheut hat, mit Stumm's seligen Erben im Saargebiet eine Vereinbarung zu gemeinsamen „Schwarzen Listen“ zu treffen. Die preussischen Staatslenker machen sich also selbst schuldig, „einen Arbeiter, der arbeiten will“, an der Arbeit zu hindern, was nach einem bekannten Wort mit „schlimmsten Strafen“ heimgesucht werden soll. Man wird sich das merken für den Fall, daß wirklich die Regierung es wagen sollte, der Herrenhausanregung auf Einbringung einer neuen Zuchthausvorlage Folge zu leisten. Denn darauf kommt in der Tat eine von dem schneidigen Herrn v. Burgsdorff eingebrachte Resolution hinaus, mit der die Edelsten der preussischen Nation ihre Arbeiterfeindschaft in echt junkerlicher Unversöhnlichkeit dokumentarisch festgelegt haben. Aber auch sonst brach diese Besinnung roh und plump aus allen ihren Reden hervor. Offene Anschuldigungen des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts polterten auch bei dieser Gelegenheit die Noon, Mirbach und Mantuffel heraus. Sie lauern nur auf den starken Mann, den Gurgelspringer mit mangelhaftem Intellekt, und auf die Bundesgenossenschaft des Zentrums, dann kann der Tanz losgehen.

Dieser lauernden junkerlichen Erbweisheit ist nun ein willkommener Vorbote zentrümlicher Volksverrats entstanden in der Person des Herrn Gröber, der als württembergischer Abgeordneter bei Beratung der Verfassungsreform kein Hehl daraus gemacht hat, daß ihm das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht ein Schmel und ein Greuel ist. In einer Vertretung des Volkes nach vernünftigen Interessentenkreisen, also im junkstoppigen Kastensystem, erblickt er das Heilmittel gegen die bedrohlich zunehmende sozialdemokratische Verfeuchung des Volkes. Und solche Entwicklung, oder besser gesagt Selbstentlarvung erleben wir nun an dem „Volksmann“ Gröber, der bis in die neueste Zeit in dem Rufschwedigen Schutztruppe der Papskirche zu vertreten! Was soll man sich wundern über die reaktionären Mären all der Kraut- und Schloßjunker in der Schlüßfeldatenlivree! Die paar Hausknechtsgrobheiten der Heim und Konsorten können den faden Zentrumslohl auch nicht mehr salzen. Der

typische Vertreter der heutigen Zentrumsparthei ist doch ihr Generalfeldmarschall, der Präsident Graf Ballestrem, der, in bewährter Untertänigkeit ersterhand, in das herrenhauslärische Geträgde nach einer Zuchthausvorlage einstimmt. So lassen sich allgemach sichtbar vor unseren Augen die reaktionären Elemente in Deutschland zusammen, um einen verzweifelten Versuch zu machen zur Zerschmetterung der Sozialdemokratie, zur Entrechtung und Unterdrückung des Proletariats.

Und das — welche Ironie der Geschichte! — wo wir Augenzeugen sind des schmachlichsten Zusammenbruchs des absolutistisch-bureaokratischen Regierungssystems in Rußland, des besten Hortes der europäischen Reaktion. Immer eckhafter werden die Fäulniserscheinungen, die da an diesem verrotteten Staatswesen zutage treten, immer gewaltiger aber auch die fesselsprengenden Zuckungen des zum Freiheitsgefühl erwachenden Volkskörpers, immer blutiger die Zusammenstöße zwischen den Schergen und den Freiheitstämpfern. Und da ist denn auch endlich die Revolution in die längst erwartete Erscheinungsform der Empörung der bewaffneten Macht getreten. Zwar Vorboten davon hat es längst gegeben. Der Kartätschenschuß auf das Kaiserzelt beim Fest der Wasserweihe in Petersburg war ein erstes Signal, ein zweites die Meuterei im Arsenal in Sewastopol. Jetzt ist die Masseneruption erfolgt. Die Marine meutert gegen den Zaren und seine Schergen. Das ist offenbar die Antwort der Masse auf die schmachliche Himpferung der Tausenden ihrer Kameraden durch die Entsendung der Roschdewensky-Flotte. In dem Zeitpunkt, da wir dieses schreiben, läßt sich der Ausgang der Marine meuterei noch nicht übersehen. Aber so viel steht fest, daß sie sich nicht beschränkt auf das eine Kriegsschiff, auf dem sie den Ausgang genommen, auf dem Knjas Potemkin, daß sie übergreifen hat auf andere Schiffe der Schwarzmeersflotte, und daß der zündende Funke hinübersprang von Odessa nach der Ostsee, nach Libau, ja sogar nach Kronstadt, dem Kriegshafen von Petersburg. Fest steht ferner, daß die gemeldete Kapitulation des Potemkin beim Nahen der Flotte von Sewastopol wieder einmal eine Lüge des Zarenschergen war. Der kommandierende Admiral hat nicht gewagt, das meuternde Schiff in Odessa anzugreifen. Eins seiner Schiffe ist vielmehr zu den Meutereern übergegangen. In dem Rückzug Kriegers von Odessa symbolisiert sich die Kapitulation des Zarentums vor der Revolution. Was auch die nächste Zeit bringen mag, das Ereignis läßt sich nicht mehr auslöschen. Mögen selbst die revoltierenden Seeleute an irgendwelchen widrigen Umständen zugrunde gehen, ehe der Zarismus gestürzt ist, ihr erster Erfolg hat jedenfalls dem Zarentum das Todesmal auf die Stirn gedrückt. Das raudelnde Sewaltherrschaft den letzten Nimbus. Sache der russischen Revolutionäre ist es, die letzten Schläge zu führen, die den wankenden Koloss zum Stürzen bringen. G. L.

Genossenschaftliche Rundschau.

Der Genossenschaftsstag des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine, der vom 19. bis 21. Juni in Stuttgart stattgefunden hat, war von 190 Konsumvereinen mit 428 Vertretern, von der Großeinkaufsgesellschaft und den 7 Landesverbänden beschickt. Neben den Konsumvereinen Englands, Dänemarks, Österreichs, der Schweiz, Italiens und den deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbänden waren die Verbände der Lagerhalter, der Handlungsgehilfen, der Bäcker und die Generalkommission der deutschen Gewerkschaften vertreten. Auch die württembergische Regierung und die Stadt Stuttgart hatten Vertreter entsandt. Der Reichskanzler und Graf Pofadonsky erklärten die Entsendung eines Kommissars für „nicht angängig“. Der Bericht des Verbandssekretärs Kaufmann über die Entwicklung des Verbandes 1904 ergab eine kräftige Fortschrittsbewegung. Es betrug die Zahl der

	1902	1903	1904	Summe gegen 1900
Verbandssecretäre	655	695	740	11
Berichtenden Vereine	698	659	725	13
Mitglieder	450 916	575 449	649 585	13
Verkaufsstellen	1261	1 597	1 840	15
Beschäftigten Personen	7	7 061	8 281	17
Höhe der Umsätze Mk.	147 895 161	175 456 549	202 646 189	15
Selbstproduzierten Waren	7	14 712 751	17 092 066	16
Reinüberschüsse	15 477 552	14 700 118	16 707 778	14
eigenes Kapital	14 416 293	17 766 091	19 761 210	11
fremdes Kapital	16 625 818	21 680 810	24 527 386	15
Umsatzwert d. Grundbesitzes	18 336 770	22 995 462	25 848 440	12

Der Allgemeine Verband der deutschen Erwerb- und Wirtschaftsgenossenschaften zählte 1904 noch 272 Konsumvereine, wovon 251 mit 248004 Mitgliedern und 54220016 Mark Umsätzen. Mit Einschluß der zahlreichen, keinem Verbande angeschlossenen, meist kleinen Vereine kann man so mehr als 1800 Konsumvereine mit mehr als 1 Million Mitgliedern und etwa einer Viertelmilliarde Umsatz rechnen. Das ist sich zumeist um Familien handelt, wäre danach etwa ein Zwölftel des deutschen Volkes konsumgenossenschaftlich organisiert, zwei Drittel davon im Zentralverband, der heute schon über 800 Vereine zählt.

Der Zentralverband gibt zwei Preßorgane heraus: die „Konsumgenossenschaftliche Rundschau“ in 6400, das „Frauengenosenschaftsblatt“ in 146000 Exemplaren.

Die Gründung der Unterstützungskasse wurde mit dem bereits mitgeteilten Statut von einer großen Majorität angenommen. Eingefügt wurde dem Statut, daß die beteiligten Gewerkschaften Sitz und Stimme im provisor-

rischen Verwaltungsrat erhalten. Ein Antrag, die Versicherungspflicht auf die weiblichen Angestellten von 21 bis 25 Jahren auszudehnen, fand leider keine Annahme. Der Referent v. Elm schloß mit den Worten: „Wir Genossenschaftler haben die Aufgabe, der Welt, in der heute noch der Egoismus die größte Rolle spielt, zu zeigen, was durch Solidarität und Zusammenschluß der Kräfte möglich ist.“ — Nun gilt es, die einzelnen Vereine zu möglichst raschem Anschluß an die Kasse zu bestimmen, Kleinliche Mißgunst und Angst um die höchsten „Dividenden“ zurückzudrängen zugunsten einer wichtigen sozialpolitischen Aufgabe.

Aber die weitere Entwicklung des genossenschaftlichen Arbeitsverhältnisses sprach Kaufmann. Er empfahl die inhaltlich bereits mitgeteilte, mit dem Verband der Handlungsgehilfen und -gehilfen getroffene Vereinbarung. Sie wurde mit dem abschließenden Zufuß der Durchführbarkeit „im allgemeinen“ angenommen. Die von Genossin Steinbach namens der Arbeiterfrauen erhobenen Einwände gegen den Achtstundenschluß an Sonn- und Feiertagen und die völlige Sonntagsruhe wurden von mehreren Seiten zurückgewiesen. — Nun muß für die Durchführung der beschlossenen Grundsätze gewirkt werden, die in manchem rückständigen Verein noch schwere Mühe kosten wird — gerade bei den Mitgliedern, die noch allzuoft in ihrer Genossenschaft eine ganz gemeine Dividendenmelkmachine, nicht ein Organ des sozialen und moralischen Fortschritts erblicken.

Ein Antrag, den Vorstand zur Anknüpfung neuer Verhandlungen über einen Tarifvertrag mit dem Verband der Handels- und Transportarbeiter zu ermächtigen, wurde angenommen. Die bereits gepflogenen waren ergebnislos verlaufen, da der Zentralverband den mit dem Bäckerverband abgeschlossenen Vertrag zugrunde gelegt hatte, auf den die Gewerkschaft nicht eingehen wollte. Der Vorsitzende des Bäckerverbandes, Ailmann, erklärte sich von der Durchführung des Tarifs im allgemeinen befriedigt. Nach dem Bericht des Sekretärs haben die großen, dem Zentralverband angehörenden Vereine den Tarif durchgeführt. Freilich seien neben außerhalb stehenden Genossenschaften noch 17 Verbände vereine mit der Einführung des Tarifs im Rückstand. Deren Nachfolge müsse erwartet werden.

Schließlich protestierte der Genossenschaftstag noch nach einem Referat von Schmidtschen energisch gegen die Umsatzsteuer und sonstige „Mittelstandsrettung“ geübten Steuerpraktiken zum Nachteil der organisierten Konsumenten.

Am den Genossenschaftstag schloß sich vom 22. bis 23. Juni die Generalversammlung der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine. Die Großeinkaufsgesellschaft hat in ihrem ersten Geschäftsjahr einen Umsatz von rund 89.980.000 Mark erzielt (74.835.000 Mark gleich 28,3 Prozent mehr als im Vorjahr). Von dem Reingewinn von 200.844 Mark wurden 70.000 Mark als Dividende von ein Viertel Prozent den Vereinen zugewiesen, der Rest auf verschiedene Fonds verteilt. Die Generalversammlung setzte, um einen Produktionsfonds zu begründen, die Dividende von drei Zehntel auf ein Viertel Prozent herab.

Der Geschäftsführer Lorenz berichtete über die von dem ordnungsparteilichen Magistrat zu Aken a. G. der beschlossenen Gründung einer Seifenfabrik bereiteten Schwierigkeiten. Doch sei die baldige Errichtung der Fabrik, der heute schon ein Jahresabsatz von 100.000 Zentner gesichert wäre, zu erhoffen. Ferner wurde die Errichtung eines eigenen Verwaltungsgebäudes mit eigener Druckerei im Prinzip beschlossen.

Mit den Tagungen verbunden war eine genossenschaftliche Warenausstellung, auf der diesmal zuerst nur die genossenschaftliche Produktion und Warenvermittlung zur Geltung kamen. Aussteller waren die Großeinkaufsgesellschaft, Konsumvereine, die ihre Gebäude und Produktionsanlagen veranschaulichten, und Produktgenossenschaften. Der Eindruck der gut besichtigten Ausstellung war vorzüglich und dürfte seine propagandistische Wirkung zugunsten des Ausbaus der Eigenproduktion nicht verfehlen. Besondere Aufmerksamkeit erregte das Bauprojekt der Hamburger „Produktion“, die ihren Verwaltungs- und Wohngebäuden weitere 300 bis 400 Wohnungen für Mitglieder hinzufügen will.

Der des nächsten Genossenschaftstags ist Stettin. — Gelegentlich des Genossenschaftstags hat sich ein Verband der Vorstandsmitglieder mit 118 Mitgliedern gebildet.

Sein vierzigjähriges Bestehen hat der Spar- und Konsumverein Stuttgart gefeiert. Er umfaßt jetzt mit mehr als 22.000 Mitgliedern über die Hälfte der Familien Stuttgarts.

Ein Unikum ist der Allgemeine Konsumverein in Basel, der gegenwärtig rund 25.500 Mitglieder zählt, also beinahe alle Familien der Stadt von 120.000 Einwohnern umfaßt. Im Jahre 1904 erzielte er in 80 Verkaufsstellen einen Umsatz von über 10.900.000 Mk., also über 430 Mk. pro Mitglied. Der Verein beschäftigt 578 Personen, denen vom Reinüberschuss eine besondere Vergütung von über 47.000 Mk. Anteil wurde. Er besitzt die größten Betriebe der Bäckerei, Schlächtereier und des Milchgeschäftes in der ganzen Schweiz.

Der Versuch der Frauen, in die Verwaltung des Ersten Wiener Konsumvereins zu gelangen, ist mißlungen. Die bürokratisch-großkapitalistische Clique, die diesen mehr als 40.000 Mitglieder zählenden Verein beherrscht, hat mit Hilfe der rohesten und unlautersten Machenschaften diesen Einbruch in ihre Domäne zurückgewiesen. In einer öffentlichen Protestversammlung wurden die größten Rückständigkeit und Verwaltungsverhältnisse dieses „bürgerlichen“ Konsumvereins festgestellt.

Der Vorteil der Konsumvereine für die Hauswirtschaft geht aus nachstehender, vom Konsumverein Vornwärts in Barmen aufgestellten Untersuchung deutlich hervor. Zwei Mitglieder deckten ihren Gesamtbedarf eine Woche lang in Privatgeschäften und zahlten dafür der erste 7,30 Mk., der gleiche Waren nur 6,19 beziehungsweise 7,97 Mk., wovon noch 5/8 Prozent Rückvergütung abgezogen sind. So ergibt sich eine Ersparnis von 20 beziehungsweise 17 Prozent oder, aufs Jahr berechnet, von 76,42 beziehungsweise 91,69 Mark. Dabei ist der Vorteil der besseren Qualität und des vollen Maßes noch nicht in Anschlag gebracht. Zahlen beweisen. Simon Kayenstein.

Notizenteil.

Gewerkschaftliche Arbeiterinnenorganisation.

Die Entwicklung des weiblichen Mitgliederstandes der deutschen Gewerkschaften in den drei letzten Jahren veranschaulicht die nachstehende Tabelle, die wir dem bereits in letzter Nummer gewürdigten trefflichen Bericht Legiens entnehmen:

Organisation	Zahl der weiblichen Mitglieder im Jahre			Von 1900 auf 1904		Prozent der Organisierten zur Zahl der Berufstätigen.
	1902	1903	1904	Zunahme	Abnahme	
Woll- u. Federarbeit.	—	7	98	98	—	1,00
Brauerarbeiten	46	95	62	—	33	12,00
Buchbinder	2895	3323	5525	1702	—	39,49
Buchdruck-Hilfsarbeiter	922	1412	2092	690	—	33,90
Bureauangestellte	9	14	28	14	—	—
Fabrikarbeiter	3485	3897	4921	1024	—	8,20
Fleischer	—	—	3	3	—	0,44
Gärtner	—	4	—	—	4	—
Gastwirtsgehilfen	—	—	2	2	—	—
Gemeindearbeiter	17	113	197	84	—	50,90
Glasarbeiter	33	29	18	—	11	0,52
Hafenarbeiter	—	—	8	8	—	0,84
Handels-, Transport- und Verkehrsgehilfen	117	475	698	223	—	3,43
Handlungsgehilfen	892	1400	1717	317	—	1,91
Lagerhalter	17	25	27	2	—	—
Handschuhmacher	61	49	33	—	16	1,98
Solnarbeiter	553	447	569	12	—	4,92
Hutmacher	212	321	475	154	—	10,69
Konditoren	18	166	505	339	—	24,29
Kürschner	63	172	215	43	—	15,30
Koiffeure	43	32	—	—	32	—
Maler	—	—	12	12	—	41,88
Metallarbeiter	3453	5568	5339	—	229	20,55
Porzellanarbeiter	309	291	361	70	—	4,22
Sattler	30	39	68	29	—	9,89
Portefeinler	—	86	87	1	—	—
Schneider	834	897	1072	175	—	1,86
Wäschearbeiter	—	435	534	99	—	—
Schuhmacher	1954	2880	2816	—	64	29,24
Tabakarbeiter	5533	5825	7761	1936	—	12,78
Zigarrenfortierer	92	102	125	23	—	—
Tapezierer	—	—	32	32	—	8,47
Textilarbeiter	6654	12040	13126	1086	—	4,22
Bergolder	36	29	78	40	—	11,56
Summa	28218	40666	48004	8327	389	5,21
Zunahme	12448			7938		

Die Zahl der weiblichen Mitglieder in den deutschen Gewerkschaften seit 1891. Die folgende Tabelle, die ebenfalls der oben genannten Quelle entstammt, zeigt das Wachstum des weiblichen Mitgliederstandes in den Gewerkschaften:

Jahr	Zentralverbände	Mitgliederzahl im Jahresdurchschnitt	
		insgesamt	davon weibliche
1891	62	277.659	—
1892	56	297.094	4.355
1893	51	223.530	5.384
1894	54	246.494	5.251
1895	53	259.175	6.937
1896	51	329.230	15.265
1897	56	412.859	14.644
1898	57	498.742	13.481
1899	55	580.473	19.290
1900	58	680.427	22.844
1901	57	677.510	23.699
1902	60	733.206	28.218
1903	63	887.698	40.666
1904	63	1052.108	48.604

Der Kampf der Zigarettenarbeiterinnen von Dresden ist beendet. Er schloß mit einem Frieden, der zwar nicht alle berechtigten Forderungen der Arbeiterinnen erfüllt, ihnen aber doch in der Hauptsache gerecht wird. Den Arbeiterinnen bleibt ihr Koalitionsrecht; der Versuch, es ihnen zu rauben, wurde im tapferen Ringen zurückgeschlagen. Solidaritätsgefühl, Mut und Opferwilligkeit haben den berechtigten Revers zerrissen, durch welchen die Zigarettenarbeiterinnen sich verpflichtet sollten, dem Tabakarbeiterverband nicht anzugehören. Die Unternehmer haben den Verband und das Recht der Arbeiterinnen zur Organisation anerkannt. Das

diese ihrerseits zunächst eine besondere Sektion des Tabakarbeiterverbandes unter eigener Leitung bilden sollen, ist nebensächlich und bestimmt, der Empfindlichkeit der Fabrikanten ein Pflasterchen aufzulegen. Denn das ist entscheidend die Sektion wird dem Tabakarbeiterverband angegliedert. Eine Konzeption der Arbeiterinnen auch betreffend ihrer Lohnbedingungen errungen, dazu das Zugeständnis, daß wegen des Kampfes keine Maßregelungen stattfinden sollen. Die letztere Zusicherung ist freilich zunächst platonischer Natur, da die Wiedereinstellung der Ausgesperrten nur in dem Maße erfolgt, als die vorliegenden Aufträge, bezw. die allgemeine Geschäftslage das gestattet! Bis jetzt haben drei Drittel der wackeren Kämpfer wieder Arbeit gefunden, der Rest ist auf dem Pflaster geblieben, weil die Nähe von Arbeitswilligen eingenommen worden sind. Da diese zwar mit „guter Gesinnung“, aber schlecht schaffend, so wird allmählich die gute Arbeit siegen. Einstweilen gilt es aber mit aller Kraft diese Opfer des Kampfes zu unterstützen. Die Dresdener Richter werden ihnen noch weitere zugesellen, denn noch harrten der Verurteilung die Meißelrinnen und Weisse-täter, die in der Hitze des Kampfes das überaus feine Ehrgefühl von Arbeitswilligen durch ein unbedachtes Wort verletzt haben. Das Kämpfende als „Streikendes“ usw. beschimpft wurden, darüber hat natürlich kein polizeilicher oder juristischer Hahn gekräht. Die Gerechtigkeit ist bekanntlich die Grundlage der Reiche auch im — Kapitalistenstaat. Der Verlauf des Kampfes hat die auflärende, erzieherische Arbeit gezeigt, welche die Organisation an Tausenden von Frauen und Mädchen geleistet hat, denen bis vor kurzem jedes Verständnis für ihre Lage, jedes Solidaritätsgefühl mangelte, die nicht über ihre nächstliegenden kleinen Augenblicksinteressen hinausdachten. Die Haltung der Kämpfenden ist in jeder Beziehung eine musterhafte gewesen. Nur ganz wenige Streikbrecherinnen haben sich unter ihnen gefunden. Solche hat das Unternehmertum außerhalb der Kreise der Zigarettenarbeiterinnen gewonnen, besonders als Heimarbeiterinnen, und zwar nicht bloß unter Proletarierinnen, sondern auch in größerer Zahl unter den Frauen und Töchtern der „besseren Stände“. Die Fabrikanten wendeten sich in großen Plakaten und Annoncen in bürgerlichen Blättern ausdrücklich an die letzteren und versprachen ihnen außer hohem Verdienst auch Wahrung des Standesdunkels dadurch, daß durch Bringen des Materials und Abholen der Ware direkt verschleiert werden solle, daß „bessere Frauen“, „höhere Töchter“ als Streikbrecherinnen hat Bettelpennige arbeiteten. Die Arbeiterfreundlichkeit der Dresdener Frauenrechtlerinnen, der von Weitherzigen hier und da entdeckte „Sozialismus“ von Frau Stritt insbesondere haben angesichts dieser Tatsachen hoffällig geschwiegen. Wir haben nirgends gelesen oder gehört, daß von seiten der Damen den Streikbrecherdiensten bürgerlicher Frauen entgegengearbeitet worden wäre. Um so energischer haben die Gewerkschaften der Buchbinder, Buchdruckereihilfsarbeiter, andere noch und unsere Genossinnen getan. Besonders rühmlich hat Genossin Wackwitz die Interessen der Zigarettenarbeiterinnen vertreten. Diese werden sicherlich die Lehren des harten, opferreichen Kampfes ziehen. Mit der gleichen Treue und Begeisterung, mit der sie um ihr Recht gerungen haben, werden sie an der Organisation festhalten. Die Reihen dichter zu schließen, der Gewerkschaft alle zuzuführen, die ihr heute noch in dumpfer Hoffnungslosigkeit fernstehen, dies ist die Aufgabe, der die Zigarettenarbeiterinnen ihre Kraft widmen, bei deren Erfüllung sie seitens der Genossinnen tatkräftig unterstützt werden müssen. Es gilt weitere, größere Siege vorzubereiten.

Frauen in öffentlichen Ämtern.

Die Veranziehung der Frauen zur Armenpflege hat die Stadtverordnetenversammlung von Darmstadt beschlossen. Für die Tätigkeit der Armenpflegerinnen sollen folgende Bestimmungen gelten: Die Stadtverordnetenversammlung wählt die Pflegerinnen nach Anhörung der Deputation aus großjährigen, unbescholtenen, in Darmstadt wohnhaften Angehörigen des weiblichen Geschlechtes. Die Pflegerinnen nehmen in der gleichen Weise und mit den gleichen Rechten wie die Bezirkspfleger an den Sitzungen der Deputation teil. Ihre Aufgabe ist es, die Bezirkspfleger bei Erfüllung ihrer Obliegenheiten zu unterstützen. Sie haben sich zu dem Zwecke mit diesen unausgeseht in geschäftlicher Verbindung zu halten. Den Pflegerinnen sollen vor allem solche Fälle zur Erledigung überwiesen werden, die sich zur Behandlung durch weibliche Personen besonders eignen, wie die Unterstützung von Witwen, eheverlassenen Frauen mit Kindern, alleinlebenden Frauen und Mädchen, Wöchnerinnen- und Kinderpflege usw. Die Fürsorge für Erhaltung von Ordnung in der Hauswirtschaft und für Erlangung geeigneter Beschäftigung für Frauen und Mädchen wird ebenfalls vorzugsweise ihnen überlassen bleiben.

Quittung.

Bei der Unterzeichneten gingen für den Agitationsfonds der Genossinnen vom 22. Mai bis Ende Juni ein: Aus Düren (Rheinland), durch Genossin Heusinger 4 Mk., Karlsruhe-Mühlburg vom Wahlverein als Beitrag für die Frauenbewegung, durch Fr. Nitzky 20 Mk., Miona, durch Linchen Baumann 10 Mk., Flensburg, durch Genossin Meyer 5 Mk., Hannover, durch Genossin Jakobson 6,90 Mk., Hamburg für Bons, durch Genossin Zieg 100 Mk., Frauen des Kreises Nieder-Barnim als Beitrag zu den Kosten der Reise zum Gewerkschaftskongress, durch Genossin Jung 20 Mk., Bielefeld für Bons, durch Genossin Jenfer 25 Mk. Summa: 190,90 Mk. Dankend quittiert: Ottilie Baader, Berlin S 53, Blücherstr. 49, Hof II.

Die Bastille.

Von Hermann Lingg.

Auf Trümmer der Bastille
Die Tricolore pflanzt!
Es ist des Volkes Wille,
Hier wird getanzt.

Wie schlug sich's unerschrocken
In heißer Juniglut
Beim Heulen aller Glocken
Voll Todesmut!

Es ruhte nicht, zu stürmen
Das Denkmal seiner Schmach,
Bis daß mit allen Türmen
Die Zwingsburg brach.

Nun Kieget, frohe Paare,
Am Grab der Tyrannei,
Tanzt über ihre Bahre,
Die Welt ist frei!

Die Mauer, jedem Pochen
Und jedem Mitleid taub,
Die Mauer ist zerbrochen
Und sank in Staub.

Es war ein Tag der Rache,
Die Kerker stürzten ein.
Lanz, junges Volk, und Lache,
Trink froh den Wein!

Kränzt, Mädchen, eure Locken
Mit dunkler Rosenzier,
Nur Jubel und Frohlocken
Erschalle hier.

Auf Trümmer der Bastille
Die Tricolore pflanzt!
Es ist des Volkes Wille,
Hier wird getanzt.

Am Fenster.*

Von Wilhelm Holzamer.

Seit fünfundsanzwanzig Jahren sitzt Tante Amalie da oben an dem Fenster hinter dem grünen Straßenspiegel, dem Spion, schiebt die weißen Mullvorhänge ein wenig zurück und beobachtet das Leben auf der Straße.

Vor dreißig Jahren ist sie in die Wohnung gezogen, drei Stuben, eine Küche und eine Kammer, eine Abtheilung des Kellers und ein Stück Garten hat sie damals mit Tante Marie gemietet. Anfangs hatte Tante Marie den Sitz am Fenster inne, da war der eine Vorhang immer ein wenig zurückgeschoben, denn Tante Marie konnte mit ihren gichtigen Händen nicht jedesmal den Vorhang heben, wenn jemand unten auf der Straße vorbeiging, der ihr fremd oder wichtig war, oder sonst ein Vorgang sich abspielte, der ihr nicht entgehen durfte. Damals war auch der Straßenspiegel gekauft und angeschraubt worden, und so gab er nun schon dreißig Jahre das Leben der Straße auf und abwärts in seinen Scheiben wieder, aber seine Helligkeit hatte nicht zugenommen dabei. Tante Amalie störte das gerade nicht, daß er nun allmählich erblinden wollte. Denn damals schon wie heute noch sah sie nur wenig in den Spiegel, sondern sah lieber Menschen und Vorgänge selbst. Als nämlich Tante Marie gestorben war, fünf Jahre nachdem sie in die Wohnung gezogen waren, da nahm sie, Tante Amalie, den Platz am Fenster ein, strickte Strümpfe und Pulswärmer, Seelenwärmer und Bettdecken — nun schon fünfundsanzwanzig Jahre lang —, versorgte die ganze Familie mit warmem Wollzeug, ließ die alte, taube Magd die Küchenarbeit tun und ließ das Leben da unten gehen, wie es eben wollte, und sah ihm still gelassen zu. Sie wußte, so laut und bewegt es eben auch sein mochte, es wurde wieder still, und so totentill es eben war, es wurde wieder lebendig, gerade wie es dunkel wurde nach dem Tage und hell nach der Nacht, und wie die Bäume grün wurden, wenn der Frühling kam, blühten, wenn Sommer war, Früchte trugen im Herbst und kahl und grau wurden im Winter. So sehr es wechselte, es blieb doch immer dasselbe — und wie auch alles dasselbe blieb, es war Wechsel darin. Junge kamen und wurden alt, Alte gingen und Junge kamen. Das blieb immer im gleichen Gang, das wechselte ein wenig die Farbe, ein wenig das Gesicht, die Augen ein wenig, die Nase ein wenig, den Namen, aber es war immer dasselbe.

Sie war nun alt und grau und gelassen mit ihren fünfundsanzwanzig Jahren und hatte viele Runzeln im Gesicht und Falten in den Lippen, und ihre Hände waren dürr und well und ihre Augen trübe. Es ging auch nicht

mehr so wie früher mit dem Gehen, mit dem Bücken und Stehen, mit dem Hantieren und Arbeiten — es ging alles mit Geächz und Gestöhn und Beschwerde — und manches ging auch gar nicht mehr. Nur das Stricken, das Klappern mit den Stricknadeln, das war noch so leicht und flink und geschickt wie vor Jahren, und das ging so von selbst geradezu, daß sie noch in ihr Nachmittagsnickerchen hinein stricken konnte, und schon vor dem rechten Wiedererwachen die Nadeln wieder klappern ließ. Nur die alte Schwarzwälderin im Kasten war sich darin mit ihr gleich geblieben, und wenn sie während ihres Nachmittagschlüpfchens täglich einen kleinen Ausstand machte, so entschädigte sich die Schwarzwälderin von ein paar Jahren zu ein paar Jahren mit einem gründlichen Stillstehen, bis sie wieder frisch ausgestäubt und geölt war. Tante Amalie regelte das mit einem Viertelstündchen Tag für Tag.

Nicht immer war Tante Amalie so still und gelassen und gleichmäßig gewesen, nicht immer war sie „Tante“ gewesen. Fünfzehn, sechzehn, siebenzehn war sie auch einmal — und da war sie frisch und led und schnippisch — und sang, wenn sie morgens aufstand, und sang, wenn sie abends schlafen ging, und saß über Tag nirgends still, und auch ihr Mundwerk brauchte nie der Nachhilfe. Und dann ward sie achtzehn und neunzehn und zwanzig — und da tanzte sie, wo einer eine Geige strich oder eine Harmonika zog oder eine Zither schlug, wenn nur noch ein lustiger Bursche dabei war, der sie in seine Arme nahm und herumwirbelte. Und sie sah auch aus und um in jenen Jahren, wer der Schönste sei und der Stärkste, und welcher am lustigsten sei und am leichtesten tanze, und es war nicht einer nur, der ihr gefiel. Sie selbst aber war damals wie ein Apfel, in den man beißen möchte, wie ein Pfirsich, der vor der Reife steht, wie eine Rose, die der Morgentau öffnet und aus der Knospenhülle lockt. Ein paar Jahre später — da war sie fünfundsanzwanzig und war wie ein Apfel, der sich vom Zweige lösen möchte, war wie ein Pfirsich, der des Pflückens harret, wie eine volle Rose, die blüht und duftet und die Königin des Gartens ist.

Und eine Königin war sie damals — ganz heimlich und verschwiegen, ganz selig in goldenen Träumen, ganz Liebe auf blühenden Wegen, auf mondlichthellen Pfaden, und Brust an Brust und Hand in Hand hinter schweigenden Hecken in Winkel und Schatten. Sie sang manchmal, und es war ein Seufzer gemeint — sie seufzte manchmal, und es war ein Singen gemeint. Und es war ein Glück und ein Leid, ein Leid im Glück, ein Glück im Leid — so köstlich, wie Blüten im Mai, wie Vogelgeden im Sommer. Und es war ein Erwarten, Gedulden, Sehnen und Erschleichen — so köstlich in seiner Gefahr und so gefährlich in seiner Köstlichkeit. Und der Frühling hatte die Liebe geweckt, und geblüht hatte sie im Sommer, und eingeschlafen war sie im Herbst und gestorben im Winter. Und tot und begraben lag sie in einem jungen Herzen.

So wurde sie achtundsanzwanzig und neunundsanzwanzig und dreißig und fünfundsanzwanzig — und da war sie „Tante“ Amalie — ganz auf einmal in aller Munde — und sie mietete mit der Schwester die kleine Wohnung, drei Stuben und Küche und Kammer, ein Abteil Keller und ein Stückchen Garten — und fünf Jahre saß die Schwester Marie am Fenster, fünfundsanzwanzig nun sie — und da unten ging das Leben seinen gleichen Gang, auf und nieder — und sie war alt und gebrechlich, grau und runzelig, gelassen und ergeben und strickte Strümpfe, warme Puls- und Seelenwärmer und weiße Bettdecken mit allerlei Mustern.

Sie weiß das Leben auswendig, das sich auf der Straße und im Städtchen abspielt, aber sie sieht und hört doch immer wieder danach. Und am Nachmittag um Fünf, da sieht sie besonders scharf auf die Straße — und wird's einmal ein paar Minuten später, bis sie den Tritt hört, da öffnet sie den Fensterflügel und sieht die Straße hinauf — und endlich kommt er, da errödet sie fast ein wenig und schließt den Flügel und sieht hinter dem Vorhang, wie er unten vorbeigeht, mit seinem weißen Bart, mit seinem grauen Haar, mit seinem großen Hut, der nun beinahe grün geworden, während er doch einmal schwarz war, mit seinem großen Bratenrock, der glänzend ist fast wie ihr Spiegel vor dem Fenster draußen. Da geht er müde und schwer, alt und gebrechlich, und nur sein Stock stößt noch auf die Steine auf wie in jüngeren Jahren, ja noch schwerer fast und härter. Und sie sieht ihm nach — und lacht nicht und meint nicht und seufzt nicht einmal — es ist alles still in ihr.

Und eines Tages war's Fünf — und er kam nicht, war's Sechs, und sie blickte noch vergebens die Straße hinauf — und noch ein halb Stündchen mehr, da läuteten die Glocken tief und traurig. Und war's andern Tags Fünf und Sechs, und er kam nicht, und dritten Tags noch einmal, so daß ihr doch war, die Welt sei verändert und verkehrt, und es komme nicht mehr, was gekommen

sei, und gehe nicht mehr, was gegangen sei, und es fehle etwas im Leben, im Getriebe da unten.

Sie hatte einen Kranz gemacht aus Tulpen und Hyazinthen, Veilchen und Springen, aus allen Blumen ihres Gartenstücks — und sie wußte es wohl, warum sie die Welt so anders fand.

Und dann kam er — anders wie sonst — in dem dunklen Wagen, um dessen Kreuz ihr Kranz hing — und Fahnen folgten ihm und viele Menschen, Männer, die einst seine Schüler gewesen waren, Männer mit grauen Bärten und grauem Haar, Jünglinge und Knaben, und sie schritten alle still und ernst, und da und dort hing eine Träne in einem Männerauge — und er fuhr ihnen voraus in seinem schwarzen Sarge, in dem schwarzen Wagen, an dessen Kreuz ihr Kranz hing.

Sie begruben den Kantor Meister — Georg Christoph Meister — mit allen Ehren, die er verdient hatte.

Und Tante Amalie stand am Fenster und sah seiner Leiche nach. Sie trauerte — und ihr Trauern wurde ein Träumen. Einen Weg sah sie, weit ins Land — und er blühende Bäume — und Blumen am Wege — und er pflückte eine, eine blaue Kornblume war's, und steckte sie ihr in die Brusttrause — und er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und zerdrückte ihr die Papilloten über den Ohren und küßte sie und küßte sie. Und sie ihn wieder . . .

Und mußten doch auseinandergehen, die zwei . . .

Da läutete die Totenglocke auf dem Friedhof — der Pfarrer hielt seinen Nachruf — nun, wenn sie den Sarg hinabgelassen haben.

Und morgen geht das Leben seinen Gang wie alle Tage. Nur er fehlt Tante Amalie — aber so lange es ihr noch beschieden, sie muß sich auch daran gewöhnen. Und sie wird's.

In der Frühe.

Von Eduard Mörike.

Kein Schlaf noch küßt das Auge mir,
Dort gehet schon der Tag herfür
An meinem Kammerfenster.
Es wühlet mein verstörter Sinn
Noch zwischen Zweifeln her und hin
Und schafft Nachtgespenster.
— Angste, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu dich! schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

Das ersehnte Gewitter.

Von Friedr. Theob. Fischer.

Es glüht das Land, es lechzet
Die ausgebrannte Au,
Jedwehes Wesen ächzet
Nach einem Tropfen Tau.

O Himmel, brich! Entschließe
Dies Blau aus sprödem Stahl,
Nur Regen, Regen gieße
Herab ins schwüle Tal!

Er hört. Im Westen webet
Und spinnt ein grauer Flor;
Er ballt sich, schwillt und schwebet
Als Wolkenberg empor.

Jetzt mit den Feuerzügen
Fährt auf der jähe Blitz,
Und auf den luft'gen Hügel
Löst er sein Feldgeschütz.

Heut hat man daß geladen,
Es zuckt wie gestern nicht
In fahlem Schwefelschwaden
Ein stumm verglühend Licht.

Wid schließt der Strahl, der grelle,
Aus dichter Wolkwand,
Rings lodert Geisterhelle,
Der Himmel steht in Brand.

Es kracht. In Ketten wandern
Die dumpfen Donner fort,
Von einer Wacht zur andern
Rollt hin das Schlachtenwort.

Was atmet, rauscht und fauset?
Frischhauf! der Sturmwind naht,
Der Wald erbebt und drauset,
In Wogen geht die Saat.

Schon dampft ein Meer von Würzen
Aus der behauchten Welt,
Und satte Wetter stürzen
Auf das geborstne Feld.